

Aus: Andreas Nohr, Die weiße Stadt

Kapitel „Die Fontäne“

Die Fontäne

Als Kind hatte er den großen Brunnen bewundert, der auf dem alten Marktplatz seitwärts von Dom und Residenz des Bischofs steht: zuunterst ein hohes Becken aus weißem Marmor mit einer barock gewundenen Einfassung, und in der Mitte steigt eine Säule mit Bildwerk auf: Wütende Gesichter aus schwarzem Metall sind daran befestigt, die Wasser aus ihrem Mund spritzen, Fische winden sich den polierten Stein hinunter und speien gleichfalls ihre Fontänen in das Becken. Darüber sind zu allen Seiten hin Inschriften angebracht, die der alte Mann niemals gelesen hatte. Weiter nach oben zu endet die Säule in einer zweiten weißen Schale, einer großen Muschel gleich, von deren Rand wütend erscheinende dunkle Teufelsfratzen ihre Wasserstrahlen von oben herab in das untere Becken spucken. In der Mitte der Schale aber, auf einer Art Podest, thront, wieder in dunkler Bronze und über all das Gelärme und Gespeie unter ihm erhaben, der Bischof selbst und einstige Stadtfürst im geistlichen Gewand, überlebensgroß, mit dem Bischofshut auf dem Kopf, dem Krummstab in der linken Hand, die rechte zur milden Segensgeste erhoben – so schaut er gnädig wie auf seine Kinder herab.

Fast ehrfürchtig hatte der Junge stets zu der Figur aufgeschaut, deren niederdrückende Würde ihn stets klein gehalten, ja beängstigt hatte. Zwar lernte er diese „Wasserkunst“ wegen ihrer klaren Materialien und wegen der Harmonie ihrer Proportionen mit der Zeit schätzen, verlor dennoch mit zunehmendem Alter das Interesse an dem Brunnen: eben wegen dieses überlebten Bischofs dort oben, der in seiner Geste noch immer zu reden fortfuhr – aber längst nichts mehr zu sagen hatte.

Einen anderen Brunnen der Stadt hatte er statt dessen schätzen, ja geradezu lieben gelernt, draußen, am Rand der weißen Stadt, im Hofgarten der Sommerresidenz desselben Bischofs, die heute als Universitätsgebäude dient.

Wenn er auch viel von seiner Kraft in jenem Streit mit dem Kollegen verbraucht hatte, fand er sich in der neuen Firma doch rasch zurecht, wohl, weil er nun nichts Großes mehr erwartete, nur noch in Ruhe und ohne äußere Anfechtung seine Arbeit verrichten wollte. Darin ließ man ihn gewähren, so tat er seine Arbeit auch sorgfältig und gut, wenn auch ein wenig gelangweilt – jedenfalls bereute er seinen Schritt dorthin nie. Sein ehemaliger Konkurrent mußte sich nach seiner Entlassung von der weißen Stadt abgekehrt haben; jedenfalls hatte der graue Mann ihn nie wiedergesehen.

Er richtete sich also ohne Ehrgeiz in der neuen Arbeit ein. Er gewann manche der neuen

Kollegen zu Freunden, mit denen er an den Sommerabenden in einer Weinstube saß und eindringlich noch einmal die Arbeit durchging, von der man sich doch in diesen Abendstunden eigentlich frei wusste. Darüber lachte man, als der Abend älter wurde und wurde immer heiterer, bis die Nacht mahnend ihre dunkle Hand erhob.

Aber ebenso gern war der graue Mann allein. Dann ging er im Sommer oft, wenn der Abend begann, in den Hofgarten hinaus, durchschritt den ersten, streng angepflanzten Garten, in dem ihn schon hier und da kleine Fontänen begrüßten, und kam an mannshohen, geschnittenen Hecken vorüber in den hinteren, baumbestandenen Teil, der zum Flüsschen hin an drei mit einem hohen, gußeisernen Zaun verbundenen Pavillons endete. Dem mittleren der drei näherte er sich: eine geöffnete, halbe Kuppel ruhte dort auf schweren hellgelben, fast weißen Säulen, die durch den abschließenden Zaun hindurch den Blick zum Flüsschen hinab freigaben. So hätte es scheinen können, als ob die Kuppel über allem schweben würde – wäre sie dazu nicht viel zu mächtig gewesen.

Vor den Säulen mit dem Halbrund der Kuppel darauf war ein niedriges, wassergefülltes Becken in den Kiesboden eingelassen, auch dieses mit einer barocken Einfassung, aber nur eine Handbreit hoch, in deren Mitte ein seltsames Wesen seine Fontäne einige Meter hoch zum Himmel blies: ein Zwitterwesen, halb Fisch, halb pausbäckiges Knäblein. Diesen Unhold hatte er seiner pummeligen Ungestalt wegen herzlich zu lieben begonnen. Überhaupt konnte man das ganze Bauwerk nicht eigentlich gelungen nennen, da es, in den Proportionen wenig stimmig, zu schwer, ja fast ungeschlacht, im ganzen also – rührend wirkte. Aber eben das erfreute den grauen Mann kräftig; gern setzte er sich seitwärts auf die Bank und schaute von dort aus auf den dicken Pavillon mit seinem kleinen, skurrilen Bewohner.

Genauso gern aber beobachtete er die Passanten: laufende Sportler mit dem angestregten Gesicht ihrer Gesundheitsbemühungen, Eltern, deren sichtbarer Stolz nur durch das jämmerliche Gekrähe aus dem Kinderwagen beeinträchtigt wurde, untergehakte Paare, denen man ansah, dass sie alles ganz genau und ungleich besser wußten als alle anderen – dazu häufig seltsame Einzelgänger und Eigenbrötler.

Diese alle und noch ganz andere, alles Figuren, Typen und Darsteller des großen Sommertheaters im Park, betrachtete er also und freute sich darüber, wie eines sie alle einte: ihre heitere Regung angesichts des seltenen Gebäus und seines kleinen, drallen Herrscherchens: man lächelten, war amüsiert, wurde vergnügt, denn wie sollten vor solch gemüthlicher Unbeholfenheit wohl Missmut und Griesgram Bestand haben; die spuckte der wasserselige Bacchant eimerweise in den Himmel, wo sie in tausend lustige Tröpfchen barsten, die in der Abendsonne noch einmal aufblitzten, bevor sie erlöschend niederfielen.

Nein, dies war nicht der „Bischofsbrunnen“; hier wurde nicht gelehrt, geherrscht oder von oben herab gesegnet. Sondern diese Fontäne unter der Schildkrötkuppel war ebenerdig; sie befreite für einen Augenblick von dem galligen Ernst, von dem man ohnehin genug wusste. Spielerisch drohte hier einen Zeithauch lang ein drolliger Satyr mit seinem Zepter – und wollte doch von Herrschaft so rein gar nichts wissen. Aber eben damit kämmte er die inneren Fasern seiner Besucher zum Gleichmaß, setzte deren sorgengeschüttelte Knochen wieder nach Recht und Ordnung zusammen und befreite die Gedanken aus den Bahnen, die der Bischofsernst ihnen gern so eng gesteckt hatte. Das Nutzlose, so dachte der Mann oft, erweist darin seinen größten Nutzen, dass es mit seiner Spielerei, die das Gelärme der Engel im Himmel vorwegnimmt, einen Zauber ausübt, dem noch niemand, den er zu dieser Fontäne hatte kommen sehen, sich je entzogen hätte.

Einmal allerdings kam ein Fahrrad daher, mit einer Frau darauf, die, von dem putzigen, speienden Knaben plötzlich verwirrt, ihm ihren Kopf zuwandte, ohne ihrem Fahrrad davon Mitteilung zu machen. So gerieten die geschulten Verabredungen der Bewegungen durcheinander; das Fahrrad rutschte in dem lockeren Kies seitwärts – die Frau stürzte.

Der graue Mann sprang hinzu. Die Frau war gewiss einige Jahre älter als er, der nun schon die Mitte der Vierzig erreicht hatte – aber sie kam rasch selbst auf wieder die Beine, besah die abgeschürften Knie, faßte sich, lachte, und drohte dem dicken, wasserspeienden Kerl im Becken mit dem Finger; der Bengel scherte sich darum nicht und setzte seine Arbeit ungerührt fort.

Der graue Mann kümmerte sich um das Fahrrad, während die Frau es sich zur Erholung von dem Schrecken auf der Bank bequem machte. Zum Glück war ihr noch weniger zugestoßen als dem Rad.

„Es ist das erste Mal, dass dieser dicke Kerl da ...“ – dabei wies der graue Mann auf die spritzende Figur – „... Unheil anrichtet.“

„Ich bin schon oft hier vorbeigefahren“, antwortete die Frau, „aber heute habe ich erstmals bemerkt, wie wenig der Oberkörper des Knaben auf diesen Fischleib paßt. Das war, als zupfte mich einer am Ärmel des Gehirns. Ich dachte gerade: Das kann doch nicht sein, wo bleibt das Recht der Anatomie – und schon lag ich! Man wird aber wohl diesem Unwesen seine sonderbare Geformtheit nicht als Schuld in die Schuhe stecken dürfen!“

„... die er auch gar nicht besitzt“, ergänzte der graue Mann.

Erstmals also hatte der kleine Kerl ein Unheil angerichtet. Aber in der folgenden Zeit sollte der graue Mann erfahren: Man darf sich von der Geste nicht täuschen lassen; das Possierliche ist nicht gedankenlos, nur weil es entzückt. Immerhin hatte der Schelm auf

seine Weise Blüten auf die Teller gestreut. Denn er hatte die beiden zusammengeführt, die sich in der Folge jenes Abends immer wieder trafen, untergehakt promenierten und dabei genauso aussahen, wie die wandelnden Tandems, über die sich der Mann von seiner Bank aus immer lustig gemacht hatte. Sie aßen in einem Restaurant zu Abend oder kehrten in einer Weinstube ein. Mit den Monaten wuchs Nähe; bald war es nicht mehr fraglich, was der graue Mann beginnen sollte, wenn am frühen Abend seine Arbeit in der Firma beendet war.

Ein Jahr war vergangen; am Jahrestag ihrer ersten Begegnung trafen sie sich am kühlen Sommerabend im Hofgarten vor dem Pavillon, begrüßten den prustenden Schalk, setzten sich auf die Bank, packten die Schätze aus, die sie in Dosen und Flaschen mitgebracht hatten und feierten ein kleines Fest, während das Dunkel der Nacht sich über sie legte. Am Ende stieg die Frau gar mit bloßen Füßen in das niedrige Wasserbecken und schüttete den Rest ihres Weins wie ein Trankopfer über den Wasserspeier hin – als Entschuldigung dafür, dass sie ihm vor Jahresfrist mit dem Finger gedroht hatte, wie sie sagte. Und dann küßten sich die Frau und der Mann. Und lag es am Weinopfer oder an der Freude über das, was er angerichtet hatte: Für einen Augenblick schien es, als spie der Fischknabe sein Wasser vor Freude um Etliches höher als sonst.

Obwohl beide weder miteinander verheiratet waren noch auch miteinander wohnten, fühlten sie sich bald, als führten sie eine Ehe. Kein Abend verging, ohne dass man verabredet hatte, wie man ihn gestalten wollte. Oder, wenn solche Gestaltung gemeinsam nicht möglich war, wusste der eine doch, was der andere tat, und man tröstete sich später mit Hilfe des Telefonkabels. Die Wochenenden verbrachte man miteinander, auch des Nachts, einmal in seiner Wohnung in dem hellgrauen Bürgerhaus, das er mit seiner neuen Anstellung bezogen hatte, oder in der ihren. Sie begannen sogar, gemeinsame Anschaffungen zu planen und fuhren wie selbstverständlich gemeinsam in den Urlaub.

Die beiden verband, dass sie nicht mehr jung waren. Auch die Frau hatte eine erste Ehe bereits hinter sich. Beide wußten, wie leicht das Band, das zwei Menschen verbindet, sich verknoten kann. Gewichtiger noch: Sie hatten miteinander zu reden gelernt: über dieses Band, über seine Gefahren, über manches andere noch, das hinter den Kulissen das Spiel auf der Bühne lenkt, wirkliches Reden also, dem die Neugier nicht abhanden gekommen war.

Und vor allem: Sie hatten es dabei verlernt, recht haben zu müssen. Sie lasen Bücher – und sprachen darüber; sie gingen ins Theater – und stritten über die Aufführung; sie hörten Konzerte – und vernichteten gemeinsam den Dirigenten.

Bald aber benötigten sie solchen Stoff nicht mehr, auf das sich ihr Gespräch beziehen

mußte. Es war auch nicht eigentlich Gespräch mehr, sondern wurde mehr und mehr zu einem gemeinsamen Fragen: nach den Zielen, die sie sich jeweils gesetzt hatten, nach der Bedeutung des Geldes, nach der Vieldeutigkeit der Einsamkeit, nach der Angst vor dem Alter – und danach, was wohl der Tod war, und wie man es anstellen könnte, dass man ihm mit Gelassenheit begegnete.

Der graue Mann, der vor seiner Begegnung mit der Frau nicht unzufrieden gelebt war, fühlte sich von einer Tiefe erfaßt, die er nicht kannte, ihm sprangen die Fragen und die Wörter auf wie Fontänen; erstmals in seinem Leben öffnete er einem eigentlich fremden Menschen sein Inneres und schämte sich nicht, einzugestehen, wie sehr hinter der geordneten Fassade guten Verdienstes und unauffälligen Verhaltens die graue Angst hauste, was eigentlich wird, wenn die Jahre vorangehen und die Fontäne mehr und mehr in sich zusammenfällt.

Der Frau ging es nicht anders, sie war ja um einiges älter noch als er, ihre Fragen deshalb womöglich noch bedrängender: Auch sie empfand bei dem Mann, als wäre sie endlich zu Hause angekommen.

Beide hatten nie darüber gesprochen, auch die Fontäne unter dem Pavillon im Hofgarten zunächst nicht wieder besucht. Aber als wäre es selbstverständlich, begingen sie ihren zweiten Jahrestag erneut vor dem Pavillon.

Wieder aßen sie und tranken, ließen die Nacht über sich herfallen, saßen im Dunklen still bei einer Kerze und lauschten auf das leise Rieseln der Fontäne, während der Pavillon immer dunkler und nur noch zum Umriß vor einem tiefblauen Nachthimmel wurde.

Da faßte sich der graue Mann ein Herz und sprach aus, was ihn zwar nicht beunruhigte, aber als Frage schon länger unstet in ihm hin und her lief: Ob sie ihr Leben nicht doch insofern verändern wollten, dass sie sich eine gemeinsame Wohnung suchten.

Es blieb eine Weile still auf die Frage. Dann antwortete die Frau, und es sollte wohl belustigt klingen, hörte sich aber ein wenig gepresst an: Warum er das fragte, ob er etwa Geld sparen wollte.

„Ach nein“, sagte er, „doch das nicht ...“ – und schwieg.

Die Frau kam nicht wieder darauf zurück; eine leise Verstimmung blieb zurück, die aber in den folgenden Tagen über den Alltag verschwand.

Würden sie den dritten Jahrestag wieder bei der Fontäne verbringen?

Es war die Frau, die ihn darum bat. Er selbst hätte es sonst stillschweigend übergangen. Ein Hauch der Beklemmung lag auf dem Hinweg noch über den beiden; aber dann spritzte sie ihnen der Fischbengel frohgemut in den Abendhimmel. Sie standen staunend davor,

sahen sich an und lachten; die Beirrung war fort.

So saßen sie also wiederum auf ihrer Bank vor dem Pavillon und seiner Fontäne, aßen, tranken und ließen die sinkende Nacht ihr Schauspiel aufführen.

Am Ende, inmitten der Dunkelheit, zog sie ihn vor die Fontäne, „hier war es“, sagte sie, „hier haben wir uns zum ersten Mal geküßt.“

„Ja“, sagte der Mann.

Dann lächelte er und sagte: „Keine Sorge – ich werde nicht wieder fragen, weder das eine noch das andere.“

„Das eine kenne ich“, antwortete sie, „was wäre das andere?“

„Ob wir, wenn wir schon Geld sparen wollen, nicht gleich auch noch heiraten sollten.“

Wieder blieb es eine Zeitlang still.

Der Mann wagte kaum zu atmen.

Dann antwortete die Frau: „Du meinst es ernst ...“

Der Mann wusste nicht, ob das eine Frage war.

Dennoch sagte er fest: „Ja.“

Da nahm sie sein Gesicht in ihre beiden Hände und sagte: „Es fehlte nicht viel, und ich hätte im letzten Jahr schon Ja gesagt – und würde heute wieder so antworten. Wenn ich es nicht tue, glaube mir, dass es einen Grund hat, der nicht in dir liegt.“

Er verstand nicht, was sie meinte.

In Wahrheit war ihm das gemeinsame Wohnen und die Heirat nicht um der Sache willen bedeutsam. Nur hätte er damit gleichsam äußerlich und durch Formen bestätigt, was beide innerlich miteinander verband. Er leugnete sich selbst nicht, dass ihm solches Äußerliche und die Form etwas bedeuteten. Sicherheit? Ja, nicht einmal den Wunsch nach Sicherheit hätte er abgestritten. Obwohl er gut genug wusste, dass weder eine Wohnung noch eine Hochzeit irgendeine Sicherheit gewährleisten.

Vielleicht verhielt es sich ja nur so, dass er an das Band, das beide zusammenhielt, nicht nur innerlich glauben, sondern es auch äußerlich sehen wollte. Der Wein gehört nun einmal in einen Becher, so hatte er manchmal gedacht, wie sonst soll man ihn trinken? Besser hätte er es nicht zu sagen gewußt.

Er beließ es hilflos bei der Antwort der Frau, die er zunächst nicht verstanden hatte.

Er verstand sie einige Monate noch immer nicht, als die Frau ihm plötzlich sagte, sie müsse am Folgetag für einige Wochen zu einer Freundin in die Hauptstadt fahren; das

kleine Geschäft in der weißen Stadt, von dem sie lebte, hatte sie für die Zeit in vertrauenswürdige Hände gelegt.

Ob er irgend etwas falsch gemacht ..., begann er zu stottern, die Frau unterbrach ihn, es gelte, was sie ihm vor der Fontäne gesagt hatte: Was sie tat, hatte einen Grund, der nicht in ihm lag. Aber er war mißgestimmt.

Sie blieb fast drei Monate fort. Sie telefonierten nicht, auch das hatte sich die Frau ausbedungen. Und es hatte ihn noch trauriger, ja mürrisch gemacht. Was war nur? Was hatte er getan? Würde es ihm ergehen wie schon einmal? Immerhin schrieb sie Briefe, er antwortete an die Adresse ihrer Freundin in der Hauptstadt.

Dann kehrte sie zurück. Sie trug ein Kopftuch. Auch daran hatte er gedacht, die Möglichkeit aber verworfen, sie hätte ihm doch davon gesprochen.

Nun also doch das Kopftuch. Er nahm sie in die Arme; sie weinte. Er strich ihr das Tuch sanft vom Kopf; sie hatte keine Haare mehr.

„Warum hast du nichts gesagt.“

„Ich glaubte es ja selbst nicht“, antwortete sie flüsternd, „wollte es nicht wahrhaben – wollte aber auch nicht, dass du damit zu tun hast, wollte nicht, dass es dich belastet, dass ...“

Er legte ihr den Finger auf den Mund: „Still ... sei nur still ... du musst nichts mehr sagen.“

Sie standen lange fest umschlungen.

Dann wagte er es endlich: „Und?“

Aber sie schüttelte nur matt den Kopf.

Da ließ er seinen Kopf auf ihre Schulter sinken.

Dann aber bat er sie: „Geh nicht wieder fort. Lass es uns gemeinsam zu Ende bringen.“

Sie schüttelte kraftlos den Kopf, „nein, ich gehe nicht wieder. Ich kann ja nicht mehr“, sagte sie, „und will auch nicht mehr fort, nie wieder.“

Und dann weinten beide lange.

Nur wenige Wochen darauf kam die Frau in das Krankenhaus der Stadt. Es ging mit ihr zu Ende.

Sie war schon sehr geschwächt, da kam nun ihr Jahrestag. Die Schwestern reagierten empört; die Ärzte schüttelten den Kopf. Der Mann ging zum leitenden Arzt des Krankenhauses. Er würde für alle Kosten aufkommen, sagte der Mann. Er erzählte, er bat, er bettelte. Der Arzt wog bedenklich seinen Kopf. Er rang den Arzt schließlich nieder, doch

noch eine große Tat. Die Frau musste Papiere unterschreiben, der Mann nickte ihr zu, „tu das“, sagte er. Sie unterschrieb.

Am Abend ihres Jahrestages, kurz vor Nacht, brachte ein Krankenwagen ihr Bett an den Hofgarten; zwei Pfleger trugen es unter Mühen zum Pavillon. „Zwei Stunden“, sagten sie, dann gingen sie fort.

Die beiden waren allein. Der Pavillon stand ungerührt und dick vor ihnen. Der Dickwanst mit dem Fischschwanz spie so geziert wie ehemals seine Fontäne ungerührt unter die halbe Schildkrötkuppel.

Der Mann saß auf dem Bett der Frau.

Die Vorüberkamen, erschrocken vor dem Krankenbett und gingen andere Wege. So blieben sie ungestört. Sie verschwiegen fast die ganze Zeit, die er den Ärzten abgerungen hatte, und sahen statt dessen dem barocken Burschen bei seiner Arbeit zu. Und dabei hielten sie sich fest an der Hand.

Fast waren die verabredeten zwei Stunden schon vorüber. Noch immer betrachteten sie still die Fontäne und die Figur, die sie in die Luft spritzte. Aber manchmal, so war es dem Mann, sah der Bengel mit seltsam wachem Gesicht zu ihm herüber, ohne allerdings sein Amt dabei zu vernachlässigen. Gleich würden die Pfleger kommen, die Kranke und ihr Bett zurückzubringen.

Endlich sagte sie: „Er hat dafür gesorgt, dass ich mit meinem Rad gestürzt ...“

Er ließ sie nicht ausreden, legte seinen Finger auf ihre Lippen.

Der kleine Kerl spie einfach weiter, aber schaute er nun nicht sogar besorgt herüber?

„Und jetzt?“ fragte sie ihn.

Unbeirrt fielen die Tropfen, nur dachte der Mann plötzlich, dass es Tränen waren.

Schließlich flüsterte er: „Die Fontäne unter dieser Kuppel richtet die inneren Fasern der Menschen zum Gleichmaß aus, setzt die Knochen richtig zusammen, befreit das Denken aus seinen Zwängen. Hast du Angst?“

„Nicht mehr gar so sehr“, sagte sie leise, „nur bereue ich, dass ich dir auf deine Fragen nicht die richtige Antwort gegeben habe.“

Der Mann senkte traurig den Kopf. Dann aber sah zu dem spuckenden Knaben hinüber – der nickte.

Da fand er seinen Mut: „Dann gib sie jetzt“, sagte er.

Sie erstarrte – „jetzt?“ fragte sie.

Der Mann fand den Mut nicht. Wieder sah er hinüber.

Und wieder nickte der Silen.

„Ja, jetzt!“ sagte der Mann.

Still war es im Hofgarten vor dem Pavillon; kein Vogel sang, die Bäume rührten sich nicht, und der Abend schwieg; in der Ferne zog wortlos das Flüsschen seiner Wege. So war es lange.

Und dann: „Ja, jetzt“ brach es plötzlich aus ihr heraus, und sie flüsterte es heiser, „ach ja – jetzt! Lass uns zusammen ziehen. Und heiraten will ich dich auch. Jetzt!“

Ihre Hände griffen noch fester ineinander; das Fischkind spie seinen Segen darüber.

Die Fontäne richtet die Menschen zum Gleichmaß aus.

Die Frau starb wenige Tage später im Krankenhaus der weißen Stadt am frühen Vormittag.

Am Abend dieses Tages, nachdem er Stunden starr bei der toten Frau gesessen hatte, kam der Mann auf seinem Weg nach Haus an dem hohen, ehrfurchtgebietenden Bischofsbrunnen vorüber. Er blieb stehen, sah hinauf. Der Bischof hob seine segnende Hand, der ganze Brunnen ein erlesenes Stück Architektur. Der Mann schüttelte den Kopf: „Du hast die Proportionen nicht ...“, murmelte er. Und ging fort.

In der Nacht konnte der Mann nicht schlafen. Immer wieder mußte er weinen. Endlich schlief er doch ein. Als er kurz darauf schon wieder erwachte, begann er langsam zu begreifen, was er verloren hatte und dass ihm nun alles genommen war. Das war der Tag, an dem der alte Mann grau zu werden begann.